
" Vernetzte Präsenz
und entspannte
Absenz."

Zur universitären Enkulturation
neuer Medien

Rainer Leschke 2015

Inhalt

1.	Apocalypse now.....	2
2.	Leitmedium Universität	2
3.	Komme nie zu spät	3
4.	Subkutaner Wandel oder: Die Vorlesung als Medium.....	6
5.	Lehren und Lernen in transversal vernetzten Medioumwelten	9
6.	Literaturverzeichnis	15

1. Apocalypse now

Der universitäre Umgang mit neuen Medien ist erschreckend normal: auch hier stehen Euphorie und Apokalypse unversöhnlich nebeneinander und wir befinden uns allenfalls auf den ersten Schritten einer möglichen Normalisierung jener neuen Medien, die den Universitätsbetrieb entweder beflügeln oder aber ihm endgültig den Garaus machen sollen. Die „Vorlesung: Auslaufmodell oder Zukunftsformat?“, so fragen etwa Kerres und Preußler (Kerres/Preußler 2013). Eintreten wird, wie wir das von den Medienapokalypsen ja bereits gewohnt sind, keines der heraufbeschworenen Katastrophen- oder Erlösungsszenarien. Denn die Sache wird sich wieder normalisieren, die Universität wird auch unter den Konditionen digitaler Vernetzung ihre Form finden, wie sie das bislang noch immer getan hat.

2. Leitmedium Universität

Universitäten haben – und das mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen - etwas ziemlich Elementares mit Medien zu tun, sie sind nämlich die Medien des Wissenstransfers und Wissenserwerbs auf dem avanciertesten Niveau, über das Gesellschaften historisch verfügen. Und das bedeutet zunächst einmal zweierlei: Universitäten sind Medien und sie sind in gewisser Hinsicht wenigstens für einen bestimmten Zweck geradezu Leitmedien, d.h., sie sorgen für Orientierung im gesellschaftlichen Mediengebrauch zumindest in Bezug auf den Wissenstransfer. Dass etwa Schulen insbesondere aufgrund widriger ökonomischer Bedingungen der Angelegenheit gewohnheitsmäßig hinterherlaufen ist also vollkommen in Ordnung, denn Schule hat sich historisch noch immer verspätet. Wenn aber Universitäten das tun, dann könnte die Angelegenheit für ein Sozialsystem ernstlich problematisch werden.

Universitäten sind Medien nicht einfach so, sondern mit allem Drum und Dran: Die gängigen Formate der Universität bis hinein in ihre Prüfungsformen sind allesamt Medienformate, vom Diskurs über die Textproduktion und die Lektüre, die Produktion und Rezeption von didaktisierten Bildern, Grafiken, Audios und Videos. Ihre Unterrichtsformen wie Vorlesung und Seminar sind selbst ebenfalls nichts anderes als Medienformate, nämlich Textproduktion und Dialog. Darüber hinaus haben Universitäten ziemlich viel Energie in die für Medien erforderlichen Speichertechnologien gesteckt, indem sie Bibliotheken, Rechenzentren, Video- und Netz-Archive aufgebaut haben. Sie verfügen über charakteristische Distributionstechniken und nicht minder ausgeprägte Rezeptionsformen. Hinzu kommt, dass nicht gerade ein geringer Teil medientechnologischer Innovationen an der Universität selbst entwickelt worden ist.

Universitäten sind daher nicht nur Medien und sie produzieren nicht nur Medienprodukte, sie nehmen nicht nur als Nutzer den Bedarf für Medien¹ wahr, sondern sie ersinnen und entwickeln selbst Medien und ziehen sich damit gewissermaßen am eigenen Schopf aus dem Sumpf und dieser Sumpf wäre dann nichts anderes als jene Unmenge unzureichender traditioneller Medien über die schon Vannevar Bush lamentierte. Die Universität ist zugleich immer schon mehr als ein einzelnes Medium gewesen, sie ist zumindest ein Mediensystem und als solches führt sie die Integration und funktionale Verteilung von Medien gleichsam paradigmatisch vor. Universitäten sind in diesem Sinne hochsensible Medienlabore und als solche ziemlich hoch integrierten und funktional ausdifferenzierten Mediensysteme sind sie natürlich immer davon betroffen, wenn sich an den kulturell vorgehaltenen Mediensystemen etwas ändern sollte. Sie haben daher noch immer auf alle derartigen Umschichtungen im Mediensystem reagiert und sie haben das gewissermaßen vorbildlich getan.

Dabei befindet sich die Vorlesung als Medienformat quasi in vorderster Front: Die Vorlesung steht nahezu paradigmatisch für das Medium der Universität, sie ist quasi das Leitmedium des Leitmediums und von daher sind Einschätzungen dieses Medienformats auch von besonderer Bedeutung, stehen sie doch nicht selten für das Medium Universität als Ganzes. So wird der Vorlesung etwa von Franzel (Franzel 2010) unterstellt, dass sie die Integration und wechselseitige Bezugnahme unterschiedlicher Medien² auf einem bestimmten historischen Niveau vorexerziere und damit eine Art gesellschaftliches Modell für das jeweils anstehende Mediensystem liefere. Die Vorlesung promoviert solcherart gleich vom universitären zum gesellschaftlichen Leitmedium. Damit bestände die Funktion universitärer Medienformate gewissermaßen in der Modellbildung optimierter gesellschaftlicher Medienarrangements, die dann sukzessive in den sozio-kulturellen Normalbetrieb diffundierten. Die Vorlesung normierte so die gesellschaftlich wünschenswerte Interdependenz und funktionale Ausdifferenzierung von Medien in einem Mediensystem. So wenigstens die optimistische Perspektive.

3. Komme nie zu spät

Dabei wird gemeinhin davon ausgegangen, dass für Medientechnologien gilt, was von der Eule der Minerva behauptet wird, nämlich dass sie ihren Flug erst mit dem Einbruch der Dämmerung begänne. Demnach kämen Medientechnologien eigentlich immer schon zu spät und das hätte für das Medium Universität natürlich Konsequenzen. Auch sie verspätete sich, nicht

¹ Indem sie etwa die Tauglichkeit des Mediensystems für die integrierte Kriegsforschung untersuchen. (vgl. Bush 1945)

² „Sean Franzel says, illustrative of the „intermediality of academic instruction,“ providing „a site where differences between media are negotiated“ as these media co-evolve (2010).“ (Zit. in: Friesen 2011, 95)

aufgrund unverzeihlicher Nachlässigkeit, sondern strukturell. Nun stammt die These von dem systemischen Zuspätkommen der Medien von Walter Benjamin und sie scheint gar nicht so sehr beabsichtigt, sondern ihm vielmehr unterlaufen zu sein. Sein Text zielte auf die neuen Bildgebungsverfahren Foto und Film und er vergaß dabei nahezu vollständig den eigenen medialen Standort. Die isolierte Betrachtung medialer Bildproduktion verlor die Geschichte der Textproduktion und insbesondere die der Textreproduktion weitgehend aus dem Blick, wiewohl das die medialen Voraussetzungen des eigenen Sprechens bildete. Benjamin hat eigentlich nicht - wenigstens nicht besonders gründlich - über das Medium Text nachgedacht und das passte auch gut, wenn er denn die Medien als einen Teil des kulturellen Überbaus identifizieren wollte, dem bereits Marx nachsagte, dass er - gleichsam passend zur Attitüde des Bohémien - notorisch zu spät käme. Wie dem auch sein mag, lässt sich zumindest für den Printbereich die medienhistorische These Benjamins bei Licht besehen nicht halten und nicht nur McLuhan hat erkannt, dass der Buchdruck technologisch Strukturen antizipierte, die das ökonomische System als Ganzes erst mit einigen Jahrhunderten Verspätung vollständig umsetzen sollte.

„Die Wiederholbarkeit ist der Kern des mechanischen Prinzips, das unsere Welt beherrscht hat, und zwar besonders seit der Technik Gutenbergs. Die Botschaft des Drucks und der Typographie ist in erster Linie die der Wiederholbarkeit³. Mit der Typographie brachte das Prinzip der beweglichen Typen die Möglichkeit, jede beliebige Handarbeit durch den Prozeß der Zerlegung in Abschnitte und Aufteilung einer ganzen Handlung zu mechanisieren.“ (McLuhan 1963, 187)

Wenn der Buchdruck solchermaßen zum Modell der Industrialisierung und damit zum technologischen Prinzip der Moderne avancierte - im Übrigen auch zum Wissen der Moderne -, dann bedeutete das selbstverständlich auch, dass eine Universität, die ihre Wissensproduktion mit seiner Hilfe organisierte, der ökonomischen Verfassung der Gesellschaft immer schon um Einiges voraus war. Und selbst noch eine Analyse der Dynamiken des Wissenschaftssystems wie die von Kuhn rekuriert bei Vorstellung der Installation von Paradigmen nicht zuletzt ausgerechnet wieder auf jene Printprodukte⁴, die man Lehrbücher (vgl. Kuhn 1962, 15 f. u. 34) nennt, womit sich zumindest der mediale Kreis geschlossen haben dürfte.

Wenn das, was sich am Buchdruck solchermaßen beobachten lässt, zutrifft und auf andere Medien übertragen werden darf, dann muss davon ausgegangen werden, dass die

³ „Deshalb sind ja auch unsere westlichen Industrieprogramme ganz unwillkürlich so militant und unsere militärischen Programme immer so industriell gewesen. Beide Formen sind, indem sie alle Situationen einheitlich und stetig machen, in ihrer Technik der Umwandlung und Kontrolle durch das Alphabet bestimmt. Dieses Verfahren, das ja schon in der griechisch-römischen Phase klar zutage tritt, wurde mit der Gleichförmigkeit und Wiederholbarkeit auf der Gutenbergschen Entwicklungsstufe noch intensiver.“ (McLuhan 1963, 105)

⁴ Dass der größte Teil der frühen Printproduktion nicht unbedingt wissenschaftlicher, sondern theologischer Natur war und damit quasi dem traditionellen Konkurrenzsystem angehörte, mag dabei als quasi kompensatorischer Effekt gewertet werden.

Medienentwicklungen von dem mündlichen Diskurs, über das Manuskript bis hin zur Buchkultur nicht den Entwicklungsstufen der ökonomischen gesellschaftlichen Reproduktion hinterherliefen, sondern dass sie sie antizipierten⁵. Wenn man nun ähnliches auf die Neuen Medien übertrüge, dann hätten diese seit Turing und Bush ganz unabhängig von ihrer militärischen Provenienz, eigentlich die Postmoderne - insbesondere aber die ökonomische Postmoderne - antizipiert und McLuhans Gestammel über die Elektronischen Medien weist ja genau in diese Richtung. Und auch in diesem Fall wären die Medien und mit ihnen die Universität der ökonomischen Universalisierung derartiger Prinzipien um Längen voraus⁶ gewesen. Die Universität wäre, ganz anders als Derrida dies in romantischem Überschwang postulierte, zumindest in einer Hinsicht alles andere als unbedingt, denn medial wäre sie bedingend und bedingt zugleich.

Dass ausgerechnet Institutionen wie die Universität, die sich selbst vor allem mit Tradition und Persistenz Gewicht zu verschaffen suchen, dabei aber offensichtlich beinahe schon gewohnheitsmäßig eine medienkulturelle Avantgarde-Position einnehmen, irritiert vor allem jenes Konzept ökonomischer Determination, das immer schon ziemliche Schwierigkeiten mit der Einordnung der gesellschaftlichen Wissensproduktion hatte, nämlich die materialistische Rekonstruktion der Soziokultur. Dass die gesellschaftlich organisierte Wissensproduktion in Gestalt von Universitäten allein aufgrund der verwendeten Medien zur gesellschaftlichen Avantgarde und zu den Produktivkräften gerechnet werden müsste, erschien Autoren wie Marx kontraintuitiv nicht zuletzt wegen der alles andere als fortschrittlichen philosophischen Modelle, um von den theologischen zu schweigen, die an ihr reproduziert zu werden pflegten. Dass ausgerechnet die Medien die materialistische Rekonstruktion erschüttern könnten, hat McLuhan bereits um einiges vor dem ihn mit Hingabe scheltenden Enzensberger vermutet:

„In ihrer Ehe mit der industriellen Technik des neunzehnten Jahrhunderts als Grundlage der klassenlosen Gesellschaft könnte nichts zersetzender auf die marxistische Dialektik wirken als der Gedanke, daß sprachliche Medien die gesellschaftliche Entwicklung genauso formen wie die Produktionsmittel.“ (McLuhan 1964, 66)

Auch wenn Enzensberger erst mit einiger Verspätung die Angelegenheit approbierte und damit klar machte, dass die Medien nicht unerheblich gerade auch in struktureller Hinsicht zur gesellschaftlichen Dynamik beitragen, bedeutete das, dass die Universität nicht zuletzt gerade auch mittels ihres Mediengebrauchs sozio-historisch Position bezieht. Wenn man also den Stellenwert von universitärer Vernetzung und Digitalisierung gegenüber jener vornehmlich von sentimentalischen Erinnerungen und Ranküne gespeisten Idee einer unbedingten Universität, in der überhaupt nicht

⁵ Was im Übrigen einen nicht ganz uninteressanten Schlenker auf materialistische historische Modelle zuließe, wären dann doch die Medien gesellschaftliche Materie *avant la lettre*, die es zu analysieren gälte, was im Übrigen bereits McLuhan zu ahnen schien.

⁶ Das gälte selbst für pädagogische Formate wie das programmierte Lernen der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts.

von ihren Medien die Rede ist, zu bestimmen versucht, dann dürfte diese medientechnologische Avantgardeposition zumindest einer der Faktoren sein, die zu beachten sind.

4. Subkutaner Wandel oder: Die Vorlesung als Medium

Wenn so die Vorlesung als Vorschein des gesellschaftlichen Mediengebrauchs fungiert, dann kann sie sich historisch nie gleichgeblieben sein. Vielmehr muss sie einem permanenten Wandel ausgesetzt sein, ja diesen organisiert haben. So zeigen dann auch Norm Friesen, Franzel und Eisenstein, dass die universitäre Medienform der Vorlesung allenfalls dem Titel und der Erscheinung nach sich über die Jahrhunderte gehalten hat, dass sie sich aber faktisch immer wieder gewandelt und den neuen medialen Rahmenbedingungen angepasst habe.

Hinter dem historischen Monument Vorlesung verbergen sich mithin komplett verschiedene Medienformate. So differenziert Friesen die Vorlesung als Diktat von der Vorlesung als performative Autorschaft, der Vorlesung als dramaturgischer Inszenierung und der Vorlesung als hermeneutischem Ereignis und damit wäre er noch nicht einmal vollständig, ist doch das Format, mit dem wir gegenwärtig zu tun haben, noch gar nicht erfasst. Zumindest bei der ersten Form der Vorlesung, nämlich der Vorlesung als Diktat und Textproduktion, ist man sich ziemlich einig, dass sie obsolet wurde, sobald medientechnische Alternativen verfügbar waren. Die Angelegenheit hatte sich also spätestens im 18. Jahrhundert erledigt.

Ein wenig schwieriger wird die Angelegenheit beim zweiten Vorlesungsformat, der performativen Autorschaft, die Friesen nicht zufällig der Romantik – vor allem aber Fichte – zuschrieb. Die Vorlesung zeigte in diesem Format gleichsam den Autor in Aktion⁷, im Moment der Schöpfung. Die Sache war mithin einzigartig und nicht wiederholbar, wie jene philosophiehistorische Referenz, das schöpferische Autorsubjekt⁸ der Genieästhetik und

⁷ Daran partizipiert noch Derridas Vorstellung vom Professor: „... das heißt mit erhobener Stimme erklären, wer man ist, indem man den anderen bittet, dieser Erklärung aufs Wort zu glauben. Ich betone den performativen Status der Erklärung, die sich zu etwas bekennt, indem sie verspricht.“ (Derrida 2001, 34f.) Derridas Unterscheidung von Berufung und Metier und seine Insistenz auf der Berufung als dem Eigentlichen, um das es an der Universität ginge, reproduziert die Differenz von Subjekt und Funktion. Die Frage ist, ob das mit allen nur denkbaren medialen Prothesen ausgestattete Subjekt im transversalen Mediensystem der Universität nicht die Verpflichtung zugunsten performativer Eleganz sausen lässt. Insofern scheint der Zusammenhang von Performanz und Verpflichtung quasi medienhistorisch unterbrochen, die Performativität gewinnt demgegenüber ein Eigenleben.

⁸ Dessen Verlust konstatiert selbst Derrida: „Vielleicht ist es das, was sich seit ein paar Jahrzehnten gewandelt hat – gegen den oft erbitterten Widerstand und empörten Protest derer, die meinen, sie könnten, in Schrift und Wort, zwischen Kritik und Schöpfung, Lesen und Schreiben, Professor und Autor stets eine bündige Demarkationslinie ziehen.“ (Derrida 2001, 40) Dass Derrida selbst das Autorschaftsmodell mit Nachdruck für sein Konzept der Handlungsrollen in der Universität nutzt, macht deutlich, dass seine ‚unbedingte Universität‘ mehr das Ergebnis eines melancholischen Rückblicks – „Wir sind fraglos Zeugen des Endes einer bestimmten Gestalt des Professors und seiner unterstellten Autorität (...)“ (Derrida 2001, 70) - auf eine nie realisierte Idee ist, denn die Beschreibung der aktuellen Funktion der Universität. Interessant erscheint der Gedanke, dass es eigentlich der prekäre Status des Wissens ist, der das Subjekt, seine Verpflichtung und Autorität erforderlich werden lässt, ließe sich doch

Hermeneutik, selbst eben auch. Die Vorlesung transformierte sich von der redundanten Reproduktion zur einzigartigen Produktion⁹ und wurde dadurch schlicht unersetzbar. Sie war der Ursprung des theoretischen Textes und sie passte damit nicht nur vorzüglich zum Subjekt der Genieästhetik, sondern es gelang ihr auch etwas vom Schöpfungsmythos für den wissenschaftlichen Sektor zu retten: Der Wissenschaftler als einsamer Erfinder oder Finder der Wahrheit ist Resultat eben jenes Transfers.

Das wird selbst bei Karl Popper deutlich, wenn er quasi intuitiv als Höhepunkt universitärer Erfahrung ausgerechnet eine Mathematikvorlesung als eine Art Kunstwerk beschreibt:

„Seine [Hans Hahns; Anm. d. Verf.] Vorlesungen erreichten einen Grad an Vollkommenheit, den ich nie wieder angetroffen habe. Jede Vorlesung war ein Kunstwerk: dramatisch in ihrem logischen Aufbau, kein Wort zuviel, von vollkommener Klarheit und vorgetragen in einer schönen, gepflegten Sprache.“ (Popper 1974, 50)

Selbst Luhmann, der bekanntlich die Subjekte durch die Systeme zu ersetzen beabsichtigte, ist die Bedeutung dieses Transfers und der Kategorie des bürgerlichen Subjekts für das Wissen durchaus deutlich:

„Auch Wissen über Kriterien und Kontrollen des Wissens wird letztlich über die Vorstellung des Menschen in die Welt eingeführt; und wenn man es nicht direkt am Menschen wahrnimmt, sondern zum Beispiel in Büchern liest, haben die Bücher angeblich einen Autor, Kant zum Beispiel.“ (Luhmann 1990, 11)

„Die Zurechnung von Wissen auf etwas, was man in der Kommunikation als Mensch, Subjekt, Bewußtsein, Individuum kennzeichnet, hat enorme Konsequenzen gehabt.“ (Luhmann 1990, 11)

Der Mythos des Medienformats Vorlesung ist zweifellos dieser performativen Autorschaft geschuldet, die vermutlich nur in wenigen historischen Exemplaren sich wirklich dergestalt ereignet hat, dass etwa die Mitschriften von namenlosen Studierenden als Publikationsgrundlage der vor den Augen des Publikums erzeugten Texte taugten¹⁰. Aber offenbar war diese performative Autorschaft dermaßen beeindruckend und für das Label Vorlesung formgebend, dass sie als latente Norm den Betrieb immer noch beherrscht und etwa in den rhetorischen Referenzen an die Mündlichkeit in den publizierten Vorlesungen Friedrich Kittlers sich als Memento jener romantischen Konstellation eingeschlichen hat. Die mündlichen Reflexe und Leseransprachen bilden damit quasi den letzten Nachhall genialischer Autorschaft und damit des bürgerlichen Subjektmodells, das ihren Ursprung in der Vorlesung hat.

gesetztes Wissen problemlos mittels „konstativer Äußerungen zur Sprache“ (Derrida 2001, 41) bringen und bräuchte keinerlei Glaubensbekenntnisse seines Autors.

⁹ Es ist interessant, dass Benjamin genau den umgekehrten Medienwechsel zwischen dem traditionellen und dem industrialisierten Mediensystem beobachtete.

¹⁰ Etwa bei Hegels Ästhetik, die das Resultat einer Kompilation von Mitschriften darstellt.

Der Normalbetrieb schon des 19. Jhs. fiel hingegen entschieden schlichter und ereignisloser aus, funktionierte doch ansonsten ein Verdikt wie das der Kathederphilosophie schlicht und einfach nicht. Allerdings partizipierte der Normalbetrieb stets immer auch an dieser genialischen Urform, ähnlich wie etwa Werbeagenturen Artdirektoren kennen, die mit Kunst und Genie nun wirklich nichts mehr zu schaffen haben. Deutlich ist jedoch, dass wir es mit diesem Format wenn auch als Mythos und Leitbild immer noch zu tun haben.

Das dritte Vorlesungsformat, die hermeneutische Sinnenthüllung, ist zugleich Komplement und Schwundform der zweiten: Sie stellt dem Autor den Interpreten an die Seite, dessen größter Mythos bekanntlich die diesem von Boeck immerhin zuerkannte Congenialität¹¹ ist. Zwar entsteht der Text nicht vor den Augen des Vorlesungspublikums, aber wenigstens entsteigt dem Text mithilfe des Vorlesenden exemplarischer oder genialischer Sinn¹². Die Vorlesung partizipiert also nicht mehr an der Textproduktion, sondern an der Textrezeption, aber es geht immer noch um das Subjekt, das da rezipiert.

Der vierte Vorlesungsmodus, der dramaturgische, inszeniert den Text, macht aus diesem eine Grundlage für eine Aufführung und aus der Veranstaltung ein mit allen nur verfügbaren Unterrichtsmedien bewaffnetes Theater¹³. Damit wären die Vorlesungsmodi – zumindest nach Friesen – vorerst erschöpft. Der erste mag sich zwar mit dem Buchdruck überholt¹⁴ haben, die restlichen drei sind jedoch immer noch akut und suchen sich im täglichen akademischen Geschäft mit unterschiedlichem Erfolg zu behaupten. Und diese drei gehören durchaus zusammen: nämlich als paradigmatischer Autor, als kaum minder paradigmatischer Rezipient und als das theatralische Potential des Textes. Alle drei verdanken sich jener Kategorie des Subjekts, die zugleich zu den Bedingungen der Möglichkeit von Hermeneutik¹⁵ und damit den Geisteswissenschaften gehörte

¹¹ Mit deren Hilfe lecken noch heute insbesondere die Philologien die von ihrer Bedeutungslosigkeit geschlagenen Wunden.

¹² So reflektiert auch Derrida auf jenen Sinn, der er selbst als Vortragender enthüllt und macht dabei zugleich wenigstens indirekt auf das Format seines Textes aufmerksam: „Ich weiß nicht, ob das, was ich da sage, verständlich ist, ob es einen Sinn hat. Und es ist in der Tat der Sinn des Sinns, der hier in Frage steht.“ (Derrida 2001, 77) Und mit ihm das Format der Vorlesung als hermeneutischer Diskurs.

¹³ Das als solches immer schwächer ausfällt als das Original: der Autor in Aktion. Denn hierin hat Derrida zweifellos Recht: „Die Kraft eines Ereignisses ist stets stärker als die Kraft eines Performativs.“ (Derrida 2001, 74)

¹⁴ Wobei Schwundformen derselben, die gleichsam ohne Folgen, also Notation blieben, in die unterschiedlichen Vorlesepraktiken des 18. und insbesondere des 19. Jhs. Eingang fanden und in den heutigen Hörbüchern ihre Fortsetzung fanden: folgenloses Zuhören wird zur Unterhaltung (vgl. Manguel 1996, 133ff.).

¹⁵ Die Hermeneutik stellt wiederum die Voraussetzung jenes pathetischen Wahrheitsimperativs bei Derrida - „Die Universität macht die Wahrheit zum Beruf“ (Derrida 2001, 10) - zu sein scheint, der ansonsten von Lyotard bis Feyerabend für obsolet erklärt worden ist. Auch der kaum minder mit einigem Aplomb in Szene gesetzte Widerstand der Universität gegen alle verfügbaren Mächte und d.h. eben auch die medialen (Derrida 2001, 14), ist ein schlichter Ausdruck von Derridas geradezu unglaublicher Medienvergessenheit.

und die es auch war, die das Lesen hin zum stillen Lesen transformierte, ein Prozess im Übrigen, der sich parallel zur Aufgabe des Vorlesungsdiktats ereignete¹⁶.

Wir haben es also bei Vorlesungsformaten mit unterschiedlichen Zeitformen zu tun, nämlich mit historisierbaren und andauernden, die zwar historisch datierbar, die aber eben noch keineswegs vorbei sind. Zugleich fällt auf, dass alle Vorlesungsformate sich an einem Referenzmedium, nämlich dem Text orientieren und dass sie auf je unterschiedliche Weise kategorial an die Rolle des Subjekts gebunden sind. Es handelt sich also bei dem Formatspektrum der Vorlesung der Moderne um einen Text- und Subjektgebundenen Komplex, der alle möglichen Positionen des Subjekts im Spiel des Textes gleichsam durchdekliniert: den Autor, den Rezipienten und den Inszenator.

Wenn aber die Vorlesung historisch so unlösbar an diesen Komplex von Text und Subjekt¹⁷ gekoppelt ist, dann läuft der wechselseitige Vertrag auch nur solange, solange auch dessen Bedingungen gegeben sind. Und dies ist sicherlich nicht mehr fraglos der Fall. So passt das Referenzmedium Text zwar ganz gut zum Wissenschaftssystem und dessen Reproduktion, nur ist der Text und sein Medium, das Buch, mittlerweile durchaus in die Jahre gekommen und es stehen neue Medienformate nicht nur vor der Tür, sondern sie befinden sich bereits mitten im Auditorium und auf dem Katheder.

Zugleich wird das Subjekt¹⁸ als sichere Bank spätestens seit der Postmoderne nahezu schon gewohnheitsmäßig in Frage gestellt. Und die Praktiken in sozialen Netzwerken lassen sich kaum mehr als Schwundformen dieses großen Subjekts fassen, sondern sie müssen offensichtlich ziemlich eigenständig beschrieben werden. Damit aber ist die Vertragsgrundlage für die Vorlesung nicht nur technisch, sondern vor allem kulturell entfallen.

5. Lehren und Lernen in transversal vernetzten Medienumwelten

Die Frage, die sich also nun stellt, ist, was man mit der Vorlesung unter den Konditionen eines transversal vernetzten Mediensystems und hochintegrierter Medienkonstellationen sowie der kulturellen Erosion des Subjekts überhaupt noch anfangen kann.

¹⁶ „Die Schreibrbücher sind ein Beleg dafür, daß in der Mitte des 15. Jahrhunderts das Lesen, zumindest in dieser humanistischen Schule, allmählich der Verantwortung des einzelnen Lesers übertragen wurde. Die früheren Autoritäten – Übersetzer, Kommentatoren und Kompilatoren, Exegeten, Zensoren und Dogmatiker – hatten alle Schriftwerke in ihre offiziellen Rangstufen eingeordnet und ihnen Intentionen zugeschrieben. Jetzt wurde von den Lesern verlangt, selbständig zu lesen und bisweilen auch den Sinn und Wert ihrer Lektüre im Lichte dieser Autoritäten einzuschätzen.“ (Manguel 1996, 101f.)

¹⁷ So übersieht Derrida, dass ausgerechnet jenes Subjekt, dessen Hütung er der Universität anempfiehlt und zu ihrer vornehmsten Aufgabe erklärt (Derrida 2001, 10f.), nicht zuletzt ein einfacher Effekt der Medialität der Universität darstellt. Andernfalls wäre die historische Bedingtheit seines idealistischen Modells der Universität unübersehbar geworden. Derrida universalisiert schlicht das romantische Universitätskonzept und schustert dabei der Universität noch jene sozio-historische Libero-Position zu, die die Frankfurter Schule einst dem Kunstsystem auferlegte. Derridas Konzept ist daher alles andere als neu, es stellt allenfalls eine moderate Transferleistung dar.

¹⁸ Damit ist es um die romantische Universität Derridas geschehen.

„Wie wir wissen, führt diese neue technische „Stufe“ der Virtualisierung (...) zu einer Destabilisierung des angestammten Raums der Universität. Sie erschüttern deren Topologie [...].“ (Derrida 2001, 25)¹⁹

Die alten Ausflüchte, wie die Derridas, die sich auf den Autor und seinen Hermeneuten stützen, sind offenkundig nicht mehr akut. Denn die Konditionen haben sich ziemlich gründlich geändert, sie sind vor allem nicht mehr medientechnisch fixiert, sondern die Mediennutzung ist von jedem Beteiligten frei wählbar. Die Präsenz, also die Fixiertheit von Zeit und Ort, ist keineswegs notwendig, Vortragende können per Skype beliebig zugeschaltet werden und das Auditorium kann sich die Veranstaltung eben nicht nur im Hörsaal, sondern als Aufzeichnung genauso gut in der U-Bahn oder wo auch immer anschauen. Das medientechnologische Inszenierungspotential ist enorm gestiegen, und die Textlastigkeit stellt keine aus dem Dispositiv erwachsende Notwendigkeit mehr dar. Die Öffentlichkeit ist überhaupt nur noch begrenzt zu steuern und einzuschätzen, was zumindest für den Vortragenden und seine Texte bedeutsam sein dürfte. Soweit zur Position des Lehrenden, die im Übrigen die Analysen des Dispositivs rigide dominiert hat, der Hörer oder das Publikum²⁰ sind in den Beschreibungen praktisch nicht vorgekommen und wenn, dann allenfalls als mediale Servomechanismen: Wenn jemand las, musste jemand zuhören, wenn jemand einen einzigartigen Text erschuf, dann war dieser zu notieren, wenn jemand Grafiken, Bilder oder Videos präsentierte, dann musste zugeschaut werden.

Der Lernende war also einzig das medientechnologische Komplement der dispositiven Anordnung und er kam allenfalls indirekt vor. Als ein solches Komplement wird ihm interessanterweise der Subjektstatus strukturell verwehrt: Die Vorlesung adressiert historisch keine Subjekte, wiewohl sie in der Position des Vortragenden ein solches geradezu zwangsläufig heraufbeschwört. Legitimiert wurde diese strukturelle Asymmetrie durch den Bildungsauftrag, das Subjekt war ein zu bildendes und die Vorlesung verstand sich als Instrument eines solchen Auftrags. Nun waren die Lernenden immer schon nicht nur Komplement, sondern sie machten sich bemerkbar und das auf die einzige Art, die das Dispositiv ihnen übrig ließ, indem sie störten.

¹⁹ „Although the fact of this change is obvious, its consequences remain difficult to predict. Will they progressively reduce the importance of individual universities, at least insofar as research is concerned, as increasing amounts of data are digitized and become available through the data-banks on the Internet? Will the medium of teleconferencing gradually supplant the direct contact between teachers and students, which has already been considerably reduced over the past decades as undergraduate teaching has come to be increasingly assigned to graduate students? Or, as seems more likely, will such tele-technologies serve as a means of reducing the variety of university offerings and thereby the diversity of approaches that is the positive side of what is often decried as duplication or redundancy? Finally, will universities emerge as privileged sites for the exploration and development of new techniques and applications of technology, and if so, what will be the influence of market-forces in determining the directions of such research and development?“ (Weber 2) Interessant an Webers Fragestellung ist die historische Fokussierung des medialen Blicks und die gleichzeitige Ausblendung der Mediengeschichte der Universität.

²⁰ Als Ausnahme sei auf Readings verwiesen: „Intellectuals,“ he [Readings; Anm. d. Verf.] observes, pertinently, „tend to forget about the position of the listener in favor of worrying solely about the speaking position or position of enunciation.““ (Weber

Der Lernende hatte also komplementäre Medienfunktionen zu erfüllen, er hörte zu und er notierte und dann – wenn er etwas von sich hielt - behauptete er sein Selbst durch die diversen Formate des Absentismus und der Störung vom Kommentar über das Geschwätz, von dem Sinnieren bis zur Zeichnung.

Diese vom Dispositiv Vorlesung eindeutig festgelegte komplementäre Medienfunktion des Hörers geht mithin verloren, stattdessen kann er, wenn schon nicht als vollgültiges Subjekt, so doch als Beiträger oder Fragender auftreten. Seine Anwesenheit beginnt paradoxerweise in dem Moment Sinn zu machen, indem sie medientechnologisch eigentlich nicht mehr erforderlich ist. Rückkanäle und Aufzeichnungsmedien tragen dabei auf unterschiedliche Weise zum Subjekteffekt des transversal vernetzten Mediums Vorlesung bei: Die Rückkanäle sorgen für die Möglichkeit sich zu äußern und zu sprechen, die Aufzeichnung entlastet von der medialen Servofunktion des Hörers. Und die Vernetzung mit der Möglichkeit des Zugriffs auf jegliche Art von Archiven, Texten und Daten bietet die Chance zur Kontrolle. Wenn auch das vernetzte Dispositiv im Gegensatz zum dichotomen der traditionellen Vorlesung immer noch den Ort des Sprechenden privilegiert, sind doch die Partizipationschancen des Publikums deutlich denen des Vorlesenden unterlegen: Er behält die thematische Definitionsmacht, vermag Überraschungen zu generieren und er bestimmt das Ende. Insofern wird das Publikum nicht zum vollgültigen Subjekt erkoren, es rückt aber ausgerechnet in dem Moment, in dem es gesellschaftlich immer überflüssiger zu werden scheint, deutlich näher an einen möglichen Subjektstatus heran.

Grundsätzlich muss bei der Aufrüstung des medialen Dispositivs Vorlesung zwischen Überwältigungs- und Ermächtigungsmedien unterschieden werden. Die Medien, die der Vortragende einsetzt, dienen zunächst einmal der Distanzierung und Auratisierung der Szene, sie kompensieren ggf. den Mangel an Entertainerqualitäten und sie auratisieren den Text, indem sie Autoritäten als Videoeinspielung an den aktuellen Ort zitieren, oder sie versehen das sachliche Argument mit einem zweiten Kanal, indem sie das Ganze mit grafischer Evidenz unterlegen. Die Überwältigungsmedien forcieren just in dem Moment den Ereignischarakter der Vorlesung, in dem er vom Dispositiv her gesehen strukturell ausgehöhlt wird. Die Überwältigungsmedien stellen mithin den Versuch dar, das traditionelle Mediendispositiv Vorlesung durch mediale Aufrüstung zu retten.

Deutlich wird das insbesondere bei den MOOCs, die durch enormen inszenatorischen Aufwand zumindest mit Fernsehproduktionen gleichzuziehen versuchen und damit so etwas wie Werkcharakter gewinnen wollen, womit sie dann wieder Eingang in die traditionellen Gefilde des Subjekts finden. Deutlich wird das auch daran, wie sie vermarktet werden, nämlich versehen mit den Symbolen des Subjekts: dem Autor, der Autorität der Institution etc., nicht jedoch mit der Relevanz der Sache oder aber der didaktischen Leistung. Die medial aufgerüstete Inszenierung

stellt also auf die Überwältigung des Rezipienten ab und gibt ihm daher keine Chance, sich als Subjekt zu beweisen. Die MOOCs sind damit eine Art Titanic der Vorlesung, sie sind technologisch mit allem nur Verfügbaren aufgerüstet und sie sind zugleich hoffnungslos veraltet. Sie bedienen sich des Netzwerks nahezu ausschließlich als Distributionsapparat, um ein traditionelles Format und eine ebenso traditionelle Institution zu retten, ja beides tendenziell unangreifbar zu machen und sie setzen dafür die ganze medientechnologische Macht und die dem Dispositiv verfügbaren Ressourcen ein.

Dem stehen die Ermächtigungsmedien gegenüber, die Intervention und Kontrolle durch den Rezipienten ermöglichen und zulassen. Die Kontrolle von Informationen und Daten, die unabhängig vom eigenen Gedächtnis oder Wissen macht und die schnell genug erfolgt, um in Echtzeit intervenieren zu können, schraubt die Überwältigung durch den Vortragenden wieder auf ein entauratisiertes Maß zurück. Sie entmythologisiert greifbar und kratzt an der Autorität, die einst zu den Vertragsbedingungen des Dispositivs Vorlesung gehörte. Die Ermächtigungsmedien rücken den Rezipienten näher an den Lehrenden heran, sie entlassen ihn aus der Funktion eines medialen Servomechanismus und eines Speichermediums und eröffnen ihm einen Ort in einem Netzwerk, dessen Möglichkeiten er selbst definieren muss und dessen Grenzen nicht so sehr vom Dispositiv als vom eigenen Interesse und Engagement gebildet werden. Die Vorlesung als kleines lokales Wissensnetzwerk kommt vielleicht immer noch nicht an jenen Diskurs heran, der seit Platon das Maß nicht nur aller medialen, sondern eben auch aller pädagogischen Dinge gewesen ist, paradoxerweise jedoch scheint sie ausgezeichnet zu jenen fragmentierten und partiellen Subjekten zu passen, die die Postmoderne uns übrig gelassen hat.

Wir haben es also mit einer deutlichen Dissoziation des Medienformats Vorlesung zu tun: Ihre Aufrüstung mit Ermächtigungsmedien wird genauso vorangetrieben wie ihre Integration in vergleichsweise niedrighschwellige Netzwerke von partiellen Subjekten. Zugleich ist die unifizierende und determinierende Kraft des Formats Vorlesung passé; stattdessen ist sie in ein ziemlich offenes Medien Environment diffundiert. Kannten etwa die traditionellen Formate der Vorlesung noch ihre medialen Servomechanismen ziemlich genau, nämlich den Hörer und den Notierenden²¹, und kannten sie auch die korrespondierenden Formen der Störung und des

²¹ „Vorlesungen vor dieser technischen Zäsur kannten dagegen überhaupt keine Optik. Vor hundertzwanzig Jahren, als junger Basler Philosophieprofessor, beschrieb Friedrich Nietzsche, wie klassische deutsche Universitäten funktionierten: „Wenn ein Ausländer [hieße es im letzten von Nietzsches fünf Vorträgen Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten] unser Universitätswesen kennenlernen will, so, fragt er zuerst mit Nachdruck: ‚Wie hängt bei euch der Student mit der Universität zusammen?‘ Wir antworten: ‚Durch das Ohr, als Hörer.‘ Der Ausländer erstaunt. Nur durch das Ohr?‘ fragt er nochmals. Nur durch das Ohr, antworten wir nochmals. Der Student hört. Wenn er spricht, wenn er sieht, wenn er gesellig ist, wenn er Künste treibt, kurz wenn er lebt, ist er selbständig, das heißt unabhängig von der Bildungsanstalt. Sehr häufig schreibt der Student zugleich, während er hört. Dies sind die Momente, in denen er an der Nabelschnur der Universität hängt. Er kann sich wählen, was er hören will,

Absentismus, vom Geschwätz bis zum Schiffe versenken, so ist das Verhalten des Rezipienten unter vernetzten Konditionen nun irritierend indeterminiert: Er kann praktisch alles Mögliche tun oder auch lassen; man weiß allenfalls noch statistisch über die Gewohnheiten des sich hinter seinen Bildschirmen versteckenden Publikums Bescheid. Die Vorlesung hat sich zu einem medialen Environment entwickelt, in dem vollkommen unterschiedliche mediale Präsentationsformen und Mediennutzungsstile gleichzeitig aktualisiert werden. Der konventionelle Hörer sitzt neben einem, der parallel dazu, dass er den Verlauf der Vorlesung verfolgt, deren interaktive Tools nutzt und sich die ein oder andere interessant erscheinende Information notiert, in sozialen Netzwerken kommuniziert, E-Mails checkt, im Netz recherchiert oder auch nur online die Zeitung liest und die Fußballergebnisse mit Interesse zur Kenntnis nimmt. Zugleich haben sich die Medien des Absentismus enorm erweitert, zu Papier und Geschwätz sind immerhin Computerspiele, Filme, das Surfen im Web und die Kommunikation in sozialen Netzwerken hinzugetreten. Man hat es mit vollkommen differenten Mediennutzungsstilen in einer ziemlich unstrukturierten Mediuemwelt zu tun und man kann keineswegs angeben, welcher dieser Nutzungsstile der erfolversprechendste im Sinne des Systems Universität ist. Die traditionelle Strukturierungsleistung, die durch die Architektur des Auditoriums, die Anordnung der Subjekte und die mediale Selektion vergleichsweise rigide war, ist erodiert. Stattdessen ist Walter Benjamins zerstreuter Examinator in der Vorlesung angekommen, die auf die antagonistischen medialen Potentiale von Überwältigung und Ermächtigung ziemlich prosaisch mit Entertainment und Service reagiert. Ja, man kann froh sein, wenn der zerstreute Examinator auf seinem Weg wohin auch immer überhaupt noch vorbeikommt.

Die dem Vortragenden vom Dispositiv traditionell verliehene Determinationskraft ist so merklich geschwunden und die mediale Vorherbestimmung des Rezipienten ist dadurch weitgehend verlorengegangen. Die gefeierte romantische Singularität diffundiert in die Gewöhnlichkeit und Allgegenwart von medialen Inszenierungspattern. Restituiert werden, wenn auch meist nur punktuell, kann sie allenfalls durch mediale Prothesen, also durch den forcierten Einsatz von Überwältigungsmedien, die zumeist wenigstens für ein, zwei Minuten noch in der Lage sind, die Aufmerksamkeit selbst eines diffusen Publikums zu binden. Für den Rest, also die Zeit, in der nicht mit den Instrumenten des Action Movies gearbeitet wird, wissen wir schlicht nicht mehr, was die Rezipienten tun und können es allenfalls vermuten, nicht aber aus guten

er braucht nicht zu glauben, was er hört, er kann das Ohr schließen, wenn er nicht hören mag. [...] Der Lehrer aber spricht zu diesen hörenden Studenten. Was er sonst denkt und tut, ist durch eine ungeheure Kluft von der Wahrnehmung des Studenten abgeschieden. Häufig liest der Professor, während er spricht. Im allgemeinen will er möglichst viele solche Hörer haben, in der Not begnügt er sich mit wenigen, fast nie mit einem. Ein redender Mund und sehr viele Ohren, mit halbsoviel schreibenden Händen - das ist der äußerliche akademische Apparat, das ist die in Tätigkeit gesetzte Bildungsmaschine der Universität. (Nietzsche, 1872; III 252 f.)⁴⁴⁴ Kittler OM 9

medientheoretischen Gründen systematisch vorhersagen: Die vernetzte Vorlesung ist gleichsam von der Thermodynamik erfasst worden, denn sie hat es vor allem mit Wahrscheinlichkeiten zu tun. Die Verteilung von An- und Abwesenheit, die Streuung und Dauer von Aufmerksamkeit, die Kontrolleffekte, das Ausmaß der Supplementierung durch Recherchen im Netz, die Relation von dulddender Rezeption und Partizipation, der Zeitpunkt und die Zahl der Interaktionen, all das sind Relationen, die sich jeweils aufs Neue lokal und situativ einspielen.

Damit befindet sich im Übrigen das Dispositiv Vorlesung historisch wenn auch nicht an der Spitze der Bewegung, so aber durchaus wieder auf dem Stand der Zeit: Die Dialektik von Ermächtigung und Überwältigung, die Interferenz und Parallelität unterschiedlichster Medienformate, die Indeterminiertheit der Prozesse, sind allesamt Kennzeichen des aktuellen transversalen Mediensystems. Und sie befindet sich aus guten, weil medientechnischen Gründen ganz weit weg von jenen Glaubensbekenntnissen, zu denen sich noch vor nicht allzu langer Zeit Derrida mit seinem romantischen Konzept von Universität (Derrida 2001) genötigt fühlte.

6. Literaturverzeichnis

- Bush, Vannevar (1945) As we may Think. <http://www.isg.sfu.ca/~duchier/misc/vbush/> (28.02.1998) (The Atlantic Monthly, July 1945)
- Derrida, Jacques (20001): Die unbedingte Universität. Frankfurt a.M. 2001
- Enzensberger, Hans Magnus (1970): Baukasten einer Theorie der Medien. In: Kursbuch 20, März 1970, S. 159-186.
- Franzel, Sean (2010): The Lecture: A Case Study in the Intermediality of Academic Instruction. In: Friesen, N. & Cavell, R. (Eds.). Media Transatlantic: Media Theory in North America and German-Speaking Europe. Pp. 35-36.
- Friesen, Norm (2011): The Lecture as a Transmedial Pedagogical Form. A Historical Analysis. Educational Researcher, 40(3), 95-102.
- Kerres, Michael;
- Preußler, Annabell (2013): Zum didaktischen Potenzial der Vorlesung : Auslaufmodell oder Zukunftsformat? In: Hochschuldidaktik im Zeichen von Heterogenität und Vielfalt : Doppelfestschrift für Peter Baumgartner und Rolf Schulmeister / Reinmann, Gabi; Ebner, Martin; Schön, Sandra (Hrsg.). - Norderstedt: Books on Demand, 2013, S. 79 – 98.
- Kuhn, Thomas (1962): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. revid. Aufl., Frankfurt a.M. = Suhrkamp 1976.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1991.
- Manguel, Alberto (1996): Eine Geschichte des Lesens. Reinbek b. Hamburg 2.1-25. Tsd. 2000.
- McLuhan, Marchal (1964): Understanding Media
- Popper, Karl R. (1974): Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung. Hamburg 1994.
- Readings, Bill (1996): The University in Ruins, Cambridge, Mass. & London: Harvard, 1996.

Weber, Samuel(1999):

The Future Campus. Destiny in a virtual world.

<http://hydra.humanities.uci.edu/weber/text1.html>